

Brennpunkt

Der Verkehrsverein Muotathal jubiliert

■ Ein bescheidener Blick zurück

Gut 51 Jahre ist es her seit der offiziellen Gründung des Verkehrsvereins Muotathal am 8. Januar 1963. Einige der damals geäusserten Erwartungen sind über die Jahre hinweg durch die Arbeit vieler Idealisten in Erfüllung gegangen, andere stehen noch heute auf der Traktandenliste. Obwohl der Verkehrsverein immer im Schatten der grossen Dorfvereine gestanden hat und meist nur knapp zwei Dutzend Personen an der GV sind, darf sich sein Leistungsausweis durchaus sehen lassen.

Adolf Hediger und Peter Betschart

An der Orientierungsversammlung im Gasthaus Post im Herbst 1962 nahmen gemäss Protokoll fast 70 interessierte Muotathaler teil. Die Gründung eines Verkehrsvereins sei ein Zeichen für den Fortschritt in der Gemeinde, meinte Direktor Mengelt, Luzern. Dies schien auch die Gemeinde so zu sehen. Der damalige Gemeindepräsident Paul Gwerder unterstützte das Ansinnen und versicherte dem zu gründenden Verein den Beistand, auch

wenn der Verein in erster Linie im Interesse der Gaststätten und des Gewerbes sei.

Dreistündige Gründungsversammlung Am 8. Januar 1963 war es dann soweit: Et-

wa 60 Personen hatten sich im Gasthaus Hirschen eingefunden und der neue Verein konnte nach über drei Stunden aus der Taufe gehoben werden. Zu reden gegeben hatten die Kurtaxen, vor allem deren



Die heutigen «Macher» im Verkehrsverein: Sitzend v.I.: Martha Schuler Föhn (Kassierin), Nicole Imhof (Aktuarin), Irene Föhn (Beisitzerin). Stehend v.I.: Andreas Heinzer (Beisitzer), Helen Schelbert (Backoffice), Stefanie Betschart (Beisitzerin), Tanja Mettler (Co-Präsidentin), Urs Föhn (Ortsleiter WW), Beat Heinzer (Co-Präsidentin), Markus Schelbert (Materialverwalter), Adolf Hediger (Verkehrsbüro).

Höhe. Der erste Vorstand zeigte sich wie folgt: Josef Krauer, Präsident, Konrad Schelbert, Vizepräsident, Emil Gwerder, Aktuar, Emil Imhof, Verkehrsbüro, Franz-Dominik Imhof, Materialverwalter, und die Beisitzer Paul Inderbitzin, Alfred Ulrich, Max Kopp, Robert Gwerder und Albert Imhof. Das Traktandum Verschiedenes brachte unter anderem folgende Anregungen: Eine eigene Muotathaler Chilbi und die Abschaffung des Fahrverbots im Schwarzenbach Richtung Sali.

Ein Verkehrsverein schon 1930?

Interessanterweise bestand schon früher ein Verkehrsverein Muotathal, wie ein Bank- und Kassabuch belegen. Im Gründungsjahr 1930 hatte der Verein Einnahmen von Fr. 167.40 und Ausgaben von Fr. 174.25, also ein Minus von Fr. 6.85, schreibt Bonifaz Imhof, der damalige Kassier. In jenem Jahr hatte er mithilfe des Militärs den Steg im Hüribach erstellen lassen. woran sich der Verkehrsverein finanziell beteiligte. 1931 montierte man noch einen Wegweiser Richtung Goldplangg und ein erstes Bänkli im Bürgeli, dann verfiel der Verein in Tiefschlaf. Aus dem Saldo von Fr. 30.- im Jahr 1931 sind dann bis 1963 durch Zins und Zinseszins Fr. 72.05 geworden: das Startkapital für den «zweiten» Verkehrsverein.

Aus Ideen werden Projekte

Was haben die letzten 50 Jahre Verkehrsverein dem Muotatal gebracht? Mit Erstaunen liest man ab 1967 in den Protokollen von einem geplanten Freibad in der Balm oder im Bürgeli. Man sprach von 8000 m² und bereits provisorisch abgeschlossenem Tauschhandel, wobei neben Privaten auch Genossame und Gemeinde involviert gewesen sind. Mit der Eröffnung des Lehrschwimmbeckens 1972 war dann das Freibad vom Tisch. 1971 bemühte man sich in Absprache mit dem Gemeinderat um den Anschluss des Muotatals ans Hoch-Ybrig – eine gewagte Idee, die vermutlich beim Fussvolk auf Widerstand gestossen wäre. Und sonst?

Trotz kleinem Budget sind durch viel Fronarbeit und Idealismus etliche nennenswerte Projekte, Veranstaltungen und Ideen umgesetzt oder angeregt worden, z.B. Dorfbildverschönerung durch Blumenzier, Fahnenschmuck, Kirchenbeleuchtung, Hinweistafeln, Spielplätze und etliches mehr. Selbstbewusst führte man 1971 eine erste Radiowanderung rund ums Sali durch. In den Schriften spricht man von 600 Teilnehmern, die dem Aufruf von Franz Dominik Imhof im Radio gefolgt sind. 1989 startete im Gschwänd eine zweite Auflage dieses Anlasses anlässlich der verregneten Eröffnung des Grossbandweges. Ironischerweise bekam die Suisa davon Kenntnis und wollte anschliessend auch noch ihren Anteil ins Trockene bringen.

Initiative und Beharrlichkeit

Neben der Markierung des Wanderwegnetzes von Null auf – heute sind es 290 km – wurden immer wieder «neue» Abschnitte gebaut und eröffnet: Schluechtweg 1978/79, Grossband 1989, Vitaparcours 1991, Wetterfroschweg 2002, Witzwanderweg 1999/2004, Dammweg 1983/2003/ 2004, nur um einige zu nennen. Damit das Wandergebiet auch bekannt wurde, finanzierte und produzierte der Verein 1973, 1987 und 2000 eine Wanderkarte und 1998 die Panoramakarte. Viel Geld wurde auch in Prospekte und die Homepage investiert. Bei vielen Vorhaben konnte der VVM auf die uneigennützige Unterstützung lokaler Unternehmen und Privatpersonen zählen. Umgekehrt nahm der Verein auch Anliegen der Bürger auf und erstellte bis heute 90 Sitzbänkli, führte von 1974-1989 die 1. Augustfeier durch, gibt seit 1981 das monatliche Infoblatt heraus. Ein Geben und Nehmen, das sich auch in den Jahresbeiträgen niederschlägt. Waren früher die Kurtaxen die Haupteinnahmequelle, so sind es heute die Beiträge der privaten und juristischen Mitglieder - ein willkommenes Sympathiezeichen.

Auch bei diesen grossen Anlässen hatte der VVM wichtigen Anteil: Kanuweltmeisterschaften auf der Muota 1973, danach noch etliche Male nationale und internationale «Schifflirennen»; «Heute Abend in...» beschäftigte sich 1977 mit der Pragelstrasse, «Diräkt us» im Jahr 1985, 2000 im zweiten Anlauf «Donnschtig-Jass», nachdem man 1995 ausgeschieden war und schliesslich 2003 der «GP-Tell».

Immer wieder ist es dem VVM dank initiativem und entschlossenem Handeln des Vorstands gelungen, das Bild des Muotatals zu pflegen und nach aussen in positiver Weise auf sich aufmerksam zu machen. Beachtenswert, was da in den 50 Jahren geleistet wurde. Die «Macher» im Vorstand verdienen unsere Unterstützung.

Franz Dominik Imhof, Begründer des heutigen Wanderwegnetzes in der Gemeinde Muotathal, bei der Arbeit. Er markierte mit seinem Bruder Martin schon vor 1963.

Nach dem Ersten Weltkrieg muss sich der Tourismus langsam erholt haben, denn der Vorstand der Raiffeisenkasse Muotathal unternahm Ende der Zwanzigerjahre einen Ausflug über Furka -Grimsel - Brünig. Er hielt die touristischen Einblicke als «praktische Nutzanwendung für Muotatal» in einem Aufsatz fest. Muotathal müsse den Vergleich mit vielen Orten nicht scheuen, war man sich einig, doch fehle es bei uns an Gästen und Geld. Die damals empfohlene Ziegenmilch für die Städter vermag heute kaum mehr zu überzeugen. Bereits erkannt wurde aber das Potenzial der damals geplanten Stoosbahn als Rettungsanker, auch für das Muotatal. Was der Vorstand der Raiffeisenkasse in kluger Weitsicht «zur Beherzigung empfohlen» hat, wird dann wohl zur Gründung des ersten Verkehrsvereins im Jahr 1930 beigetragen haben.

Menschen im Tal

Unruhestand im Ruhestand

■ Josef Maria Gwerder ist seit mehr als 60 Jahren Priester der katholischen Kirche

Der 86-jährige Josef Maria Gwerder hat seine liebe Mühe mit vielem, was von der kirchlichen Obrigkeit kommt. Selbst wenn er sechzig weitere Jahre Priester wäre, käme er wohl nie auf die Idee, Gläubige aufzufordern, mit verschränkten Armen zur Kommunion zu kommen.

Brigitte Imhof

«Füür, Wasser und Chlepfä» haben ihn immer fasziniert. Also doch etwas Unbändiges in diesem ruhigen und bescheidenen Auftreten? Sein Feuer brennt schon seit Jahrzehnten für die kirchliche Arbeit. Erst seit letztem Jahr tritt Josef Maria markant kürzer. Er hat in Winterthur endgültig aufgehört, wo er bis 1995 Pfarrer war. Nach seinem Wegzug stand er an mindestens 16 Wochenenden im Jahr weiterhin für Gottesdienste und Predigten zur Verfügung. Gerufen wurde er vereinzelt auch noch für Beerdigungen, Hochzeiten oder Taufen. Steinerberg verabschiedete ihn bereits als Pfarradministrator. Diese Arbeit hatte er seit 1989 inne. Priesterlicher Mitarbeiter ist er aber nach wie vor in Steinerberg und Sattel, macht Aushilfen in Illgau und springt immer wieder ein für Werktags-Eucharistiefeiern im Tal.

Einsatz fürs Leben früh gelernt

Josef Maria Gwerder kommt aus einfachen Verhältnissen. Er hat schon als Kind gelernt, was es heisst zu arbeiten und mitverantwortlich zu sein für den Familienunterhalt. So hat er die Nähe zum realen Leben immer gehabt. Junge und Alte konnten sich von ihm verstanden fühlen und er kümmerte sich als Seelsorger um das seelische Wohlbefinden der Menschen.

Josef Maria hat als Fünftklässler bei seiner Mutter den Wunsch geäussert, Priester zu werden. Diese verwies ihn darauf an den damaligen Pfarrer Sidler, der seit 1939 im Tal wirkte. Der 11-jährige Bub brachte sein Anliegen tatsächlich vor den Geistlichen. Nach sieben Jahren Primarschule besuchte er den Vorkurs im Kollegium Stans. Dies war der Anfang des Gymnasiums. Seine älteste Schwester Anna und Pfarrer Sidler ermöglichten dies durch ihre finanzielle Unterstützung. Damit er jeweils die jährliche Gebühr von Fr. 1'050.– oder später fürs Priesterseminar Fr. 1'350.– bezah-



Der am 29. Januar 1928 geborene Josef Maria Gwerder nimmt seine Berufung auch heute noch ernst, äussert sich aber in Predigten auch kritisch gegenüber der Amtskirche.

len konnte, musste er «kollektieren» gehen: Er bat Leute um einen finanziellen Beitrag

für sein Studium. Bei Minderbemittelten, die Priester werden wollten, kam dies damals häufig vor. Dafür brauchte es eine Bewilligung der Polizei und des Priesterkapitels. Selbstverständlich arbeitete Josef Maria auch in den Schulfe-

rien, um etwas Geld zu verdienen. Er pflückte Kirschen und war als Stall- und Heuhilfe im Einsatz.

Pfarrer in Winterthur

Nach dem Priesterseminar in Chur und dem Pastoraljahr wurde Josef Maria 1954 als Vikar und Pfarrhelfer nach Winterthur in die Pfarrei «Peter und Paul» berufen. Als ihn der Bischof für die Stadt erwählt habe, sei ihm halb schlecht geworden. Er hatte doch ganz klar in eine Landpfarrei gewollt. Wer hätte da gedacht, dass er der Stadt fast sechzig Jahre lang treu bleiben würde? In dieser Anfangszeit war Pfarrer Gwerder zwölf Jahre Krankenseelsorger am Kantonsspital Winterthur und wurde zu jeder Tages- und Nachtzeit zu Sterbenden geru-

fen. Eine Tätigkeit, die für ihn prägend wurde. Beeinflusst hat ihn auch die Jugendseelsorge, in der er bis ins Alter von über sechzig tätig blieb. Als er gemerkt habe, dass er am Abend nicht mehr so lange aufbleiben mochte, habe er die Jugendarbeit aufgegeben. Die intensivsten Gespräche seien nämlich immer zu später Nachtstunde entstanden. 1970 wurde er Pfarrer in der neu gegründeten Winterthurer Pfarrei «St. Urban» in Seen.

Josef Maria Gwerder war immer ein «Chrampfer», hie und da gefährlich nahe am Raubbau. In früheren Jahren war es nicht üblich, dass Priester einen freien Tag in der Woche hatten. Gab es dennoch etwas Freiraum, fuhr er am liebsten in die Schwelaui. Das ist eine Alp hinter der Pragelpasshöhe, wo er sich seit seiner Kindheit daheim fühlt. Wanderungen und ein, zwei Nächte ohne Telefon liessen ihn abschalten und nach kurzer Zeit erholt nach Winterthur zurückkehren. Über Jahrzehnte verbrachte Josef Maria Gwerder auch seine Ferien dort, machte grosse Bergtouren und am Abend klopfte er mit Leidenschaft einen Jass.

Seine Glaubensüberzeugung gelebt

«Als mich der Bischof für

die Stadt erwählte, wurde

mir halb schlecht».

Josef Maria Gwerder

Josef Maria Gwerder wollte schon immer auf menschliche Probleme eingehen, Lösungen suchen und nicht einfach Antwor-

ten geben, die halt so sind, weil sie schon immer so waren. In jüngeren Jahren hat er deswegen arge Zerreissproben erlebt. Als Seelsorger im Spital, auf Hausbesuchen und in der Jugendarbeit lernte er Menschen mit ihren Sorgen und Nöten

kennen. Als Kirchenmann wusste er um das Kirchenrecht, das manchmal so ganz im Gegensatz dazu stand. Josef Maria Gwerder hat allmählich gelernt, nach seinem Gewissen zu entscheiden. Diese Gesinnung brachte ihm schon öfters Kritik von Fundamentalkatholiken ein, wie z.B. dass er die Messe zu wenig genau nach den kirchlichen Vorschriften feiern würde. Mit 86 Jahren noch solche Vorwürfe zu bekommen ist aus Sicht vieler Christen eher ein Kompliment! Josef Maria geht aber nicht mit Leichtigkeit darüber hinweg. Es beschäftigt ihn, weil seine Haltung nichts mit Spass an der Konfrontation zu tun hat. Ihm geht es darum, Gottesdienste lebensnah zu feiern und in der Verkündigung Lebenshilfe zu geben.

Kultur im Tal

Historische Tonaufnahmen eingetroffen

■ Die Gemeinde Muotathal archiviert neuestens Tonaufnahmen aus dem Jahr 1936

Alte Fotografien aus dem Muotatal gibt es zuhauf. Bei Tonaufnahmen ist das schwieriger, denn entsprechende Aufnahmegeräte waren in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Mangelware. Anfangs Januar 2014 sind nun auf Begehren der Kulturkommission Muotathal Kopien von Aufnahmen aus dem Jahr 1936 eingetroffen. Zu hören sind darauf Jüüzli und Büchelgsätzli in beachtenswerter Qualität. Wie kam es dazu?

Die Muotathaler müssen nicht schlecht gestaunt haben, als sich im Sommer 1936 ein deutscher Forscher nach «Jodlern», also «Jüüzli», erkundigte. Mit dabei war ein mehrere Dutzend Kilogramm schweres Aufnahmegerät der Marke AEG; neueste Technik damals, wie es in den Berichten heisst. Auf diesem Magnetophon konnten bereits Folienbänder der Firma BASF eingesetzt werden. Das Gerät war wohl ein Prototyp und durch das enorme Gewicht und den hohen Preis nicht attraktiv für private Verwendungszwecke.

Unbekannte Kontaktperson im Tal

Es ist nicht bekannt, wie Wolfgang Sichardt, der deutsche Musikforscher, in Kontakt mit den Muotathalern kam. Älpler, Frauen, Männer und Kinder zum Vorjuuzen vor das Mikrofon zu bringen ist nicht einfach; eine Erfahrung, die auch andere später noch machten. Sichardt hatte ein Empfehlungsschreiben des Schweizerischen Volks-



«Ds Lunnis Wisel», Alois Schmidig, ist einer der Juuzer. Daneben aber auch Seffi und Marie Ablondi, sowie mehrere andere Personen.

Foto: A. Gwerder und A. Bürgler 2007



Franz Gwerder, «ds Chrümmelers», ist der Büchelspieler auf den Tondokumenten. Foto: Sichardt 1939

liedarchivs in Basel bei sich. Im Muotatal erinnert man sich nicht an diesen Besuch, ganz im Gegensatz zum Besuch des Schweizer Musikforschers Alfred Leonz Gassmann, der anfangs der Dreissigerjahre auch bei uns war.

Genaue Analyse, zweifelhafte Deutung

Wolfgang Sichardt machte nicht nur im Muotatal Halt, auch in Appenzell, Nesslau, Kerns, Lungern, Mathon, Brigerberg, Vissove und Neirivue machte er Aufnahmen. Überall interessierte er sich für den Jodel und das Jodellied. Er untersuchte die Aufnahmen musikwissenschaftlich und ordnete sie aufgrund bestimmter Merkmale verschiedenen Altersschichten zu. In einigen Melodien und Gesangsmerkmalen des Muotatals glaubte Sichardt vorgregorianische Elemente zu entdecken. Überhaupt lagen die Aufnahmen unseres Tales in mehrfacher Hinsicht quer in der nationalen Landschaft. Er hob dies 1939 in seiner Publikation «Der alpenländische Jodler und der Ursprung des Jodelns» auch immer wieder hervor. Diese Deutung ist heute überholt, geistert aber immer noch in vielen Köpfen herum.

Ein Glücksfall trotz allem

In dieser Publikation wird aber auch deutlich, dass der deutsche Forscher nicht nur aus musikwissenschaftlichen Überlegun-

gen unterwegs war. In Deutschland war zu dieser Zeit der Nationalsozialismus bereits in voller Blüte. Die Suche nach dem Ur-Jodler hatte wohl auch einen ideologischen Hintergrund. Trotzdem sind seine musikalischen Analysen wertvoll und durch die einmaligen Tonaufnahmen gelingt ein Blick in eine Zeit, die uns ansonsten nur über schriftliche Dokumente erschlossen ist. Ein Glücksfall für unsere Gemeinde.

1983 konnte ich als volksmusikalisch interessierter Laie den Kontakt zu Herrn Sichardt in Wiesbaden herstellen. Als Geschenk hatte ich ihm die Schallplatte «Jüüzli, Jodel du Muotatal» von Hugo Zemp beigelegt. Herr Sichardt war sehr erstaunt, noch so viele seiner Aufnahmen von 1936 darauf wiederzufinden. In Briefen und Telefonaten kamen wir überein, dass eine Veröffentlichung seiner Tondokumente angestrebt werden soll. Er selbst hatte bei der BASF bereits eine Möglichkeit gefunden, die Bänder überspielen zu lassen. Als Privatperson ersuchte ich darauf das Volksliedarchiv in Basel um Mithilfe, doch scheiterten die Verhandlungen aus mir unbekannten Gründen und der Kontakt zu Herrn Sichardt brach ab. Was ich damals nicht wusste, war, dass er die Überspielung tatsächlich in die Wege leitete. Ein österreichischer Musikforscher, Hermann Fritz, brachte in den Neunzigerjahren das Muotatal und die Aufnahmen von Sichardt wieder ins Spiel. Der offizielle Zugang blieb allerdings nochmals während mehr als 15 Jahren verwehrt. Am Jodelsymposium 2011 trafen wir uns wieder und zu meinem Erstaunen verwendete er da Sichardt's Aufnahmen. Unsere Kulturkommission stellte darauf hin ein Gesuch in Wien, welches aber unbeantwortet blieb. Im Herbst 2013 wurde bekannt, dass eine Kopie der Aufnahmen auch in der Schweiz bei der nationalen Fonoteca in Lugano sei; eine Schenkung Sichardt's. Diesmal brachte das Gesuch den gewünschten

Was und wer darauf zu hören ist, sollen alle Interessierten selber hören können. Im Rahmen des Kulturwochenendes werden die Aufnahmen am Sonntagabend, 13. April 2014, um 19.30 Uhr in der Theaterhalle abgespielt.

Die Seite der Illgauer

Üsi Muetter hed alig gseid: «Biili värdäärbid nid, sie schtärbid!»

... und wollte uns so auf die besondere Nützlichkeit dieser Lebewesen aufmerksam machen

Als im letzten Juli eine Bienensperre wegen der Sauerbrut über Ried und Illgau verhängt werden musste, nahmen das viele einfach mal so zur Kenntnis. Das bedeutete aber, dass die betroffenen Bienenvölker vernichtet werden mussten. Im 0ktober konnte diese Sperre wieder aufgehoben werden. Vielerlei Bienen-Krankheiten haben die Imker immer wieder vor neue Herausforderungen gestellt. Alois Betschart, 1949, «dr Lärchä Wisel», ist seit bald 40 Jahren in der Imkerei tätig und kennt sich mit der Haltung von Honigbienen bestens aus. Konrad Bürgler

Bienen nehmen eine wichtige Funktion im Ökosystem der Natur ein

Wenn Bienen zur Frühlingszeit bei den Blüten zu Gast sind, dürfen wir auf ertragreiche Ernten hoffen. Unterbleibt der Bienenbesuch, weil es zu kalt war, weil es viel geregnet hat und nass war oder weil ganz einfach keine Bienen in der Nähe waren, haben die Wiesenblumen, Sträucher und Bäume umsonst geblüht. Die Bestäubung der Blüten bleibt dann aus. Ohne Bestäubung gibt es keine Samen und keine Früchte. Gewiss tragen auch andere Insekten und der Wind zur Bestäubung der Blüten bei, aber Bienen sind in diesem natürlichen Prozess unentbehrlich. Die wichtigste Zeit für die Bestäubung und die Produktion von Honig aus dem zuckerreichen Nektar ist naturgemäss der Frühling. Damit die Bienen genügend Nektar finden, sind blühende Wiesen und Bäume unerlässlich. Jeder Imker hat darum Freude an grossen Ökoflächen der Bauern.

Bienenhaltung von seinem Vater übernommen

Wisel hat mit der Imkerei vor 38 Jahren begonnen und die Tradition seines Vaters weitergeführt. 1977 erbaute er in der Wepfenen ein neues Bienenhaus welches 2005 erweitert wurde. Er besitzt derzeit 26 Bienenvölker. Ein starkes Volk zählt im Sommer 40'000 bis 60'000 Bienen. Eine Sommer-Arbeitsbiene lebt nur etwa vier bis



Im Bienenhaus sind mehrere Bienenvölker beheimatet. An den verschieden Farben erkennen die Bienen, in welchen Eingang sie fliegen müssen.

sechs Wochen, während die Winterbiene bis zu sechs Monate alt wird.

Imker sorgen für gesunde Bienenvölker

Der Schlüssel für die Gesundheit der Bienenvölker liegt heute hauptsächlich in der erfolgreichen Bekämpfung der Varroa-Milbe. Dieser Schädling, der ursprünglich aus Asien stammt, vermehrt sich bereits in der Brut und bleibt als Schmarotzer an ihr haften, wobei er ihr Blut aussaugt. Daneben treten hin und wieder die Seuchen Sauerbrut und Faulbrut auf. Sauerbrut und Faulbrut sind hochansteckende Bakterienkrankheiten der Bienenbrut. Verschiedene Pflanzenschutzmittel wehren nicht nur schädliche Insekten ab, sondern wirken sich leider auch äusserst ungünstig auf die Bienen aus.

Aufzucht neuer Bienenköniginnen

In Wisels Bienenbestand leben die robusten und sanftmütigen Carnica-Bienen. Bienenköniginnen züchtet er selber. Das ist zeitaufwändig und anspruchsvoll. Zum Befruchten der Königinnen, dem soge-

nannten Hochzeitsflug, werden die jungen Königinnen mit einer «Hampflä» Arbeitsbienen in die Belegstation im Schlattli gebracht. Je nach Geburtsjahr der Königinnen werden diese mit einem farbigen «Chläberli» markiert und mit einer Nummer versehen. So weiss der Imker immer, welche Königin zu welchem Volk gehört und wie alt sie ist. Bienenvölker schwärmen eher aus, wenn die Königin alt ist. Daher wechselt er die Königin eines Volkes nach etwa dei Jahren aus. Er entfernt die alte Königin und ersetzt sie durch eine neu gezüchtete. Die neue Königin wird aber ein paar Tage vor den Arbeitsbienen geschützt. Andernfalls besteht die Gefahr, dass die neue Königin nicht anerkannt und getötet wird.

Herstellung und Ernte von «Hung», wie es in unserer Umgangssprache heisst

Natürlich hoffen die Imker auch auf gute Honigerträge, den Lohn für ihre Arbeit. Bienen sammeln bekanntlich Nektar. Das allein ergibt aber noch keinen «Hung». Vielmehr wird der Nektar im Bienenhaus von den Bienen in einem komplizierten Prozess zu Honig umgewandelt. Die Qualität des Honigs hängt von vielen Faktoren ab, auch von der Betriebsweise des Imkers. Er kann den Bienen die optimalen Bedingungen für ihre Arbeit schaffen. Jedes Bienenvolk wohnt in einem Holzkasten. In diesem Kasten hat es, nebst einer Vielzahl von Bienen, mehrere Rahmen mit Wachswaben. Diese sind aufgeteilt in Bruträume und Honigräume. Der Honig im Honigraum ist für den Imker bestimmt. Der schweizerische Durchschnittsertrag eines Bienenvolkes beträgt im Jahr ungefähr 15 kg Honig. Ende Juli ist normalerweise die Blütezeit, und damit die Honigernte, vorbei. In der Übergangszeit bis in den September hinein werden die Bienen, sozusagen als Nektarersatz, mit etwas Zuckerwasser gefüttert. Zudem bleibt der eingetragene Honig im Brutraum den Bienen. So haben sie genügend Nahrung für den kommenden Winter. Bienenvölker in grosser Zahl zu halten ist mehr als nur ein Hobby. Wisel kann auf die tatkräftige Mithilfe seiner Frau Heidy zählen. Sie hilft ihm beim Schleudern der Waben zum Gewinnen des Honigs und beim Abfüllen der gesunden Süssspeise.

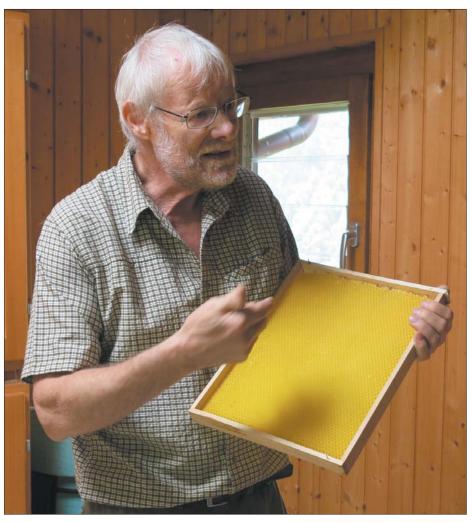
Goldenes Honig-Qualitätssiegel

Wisel ist ein Goldsiegel-Imker. Wer dieses Qualitätssiegel verwenden will oder darf, muss einige Auflagen erfüllen. Zum Beispiel sollen die Bienen ein möglichst vielfältiges Angebot an Nektar und Pollen haben und auch Wasser soll in der Nähe sein. Schädlinge werden nur mit Mitteln bekämpft, die keine bedenklichen Rückstände im Honig hinterlassen. Weiter kommt ein starkes Erhitzen des Honigs nicht in Frage und auch der gesunde Pollengehalt bleibt erhalten. Kein Wunder, dass schon die Steinzeitmenschen dieses honigsüsse «Fleissprodukt» kannten. Ja, es



Die gelb markierte Bienenkönigin ist wesentlich grösser als die Arbeitsbienen. Sie legt im Jahr ca. 130'000 Eier.

ist seit Jahrtausenden bekannt. Honig schmeckt nicht nur gut, er ist auch ein probates Mittel gegen so manche kleine Leiden. Schon Hippokrates schwor auf die Medizin der Bienen und empfahl Honig als Universalheilmittel.



«Lärche Wisel» mit einem Wabenrahmen, dessen Mittelwand aus Wachs besteht. Bienen produzieren auch Wachs. Dieser wird unter anderem für Kerzen verwendet, die unsere Kirchen erleuchten.

Einladung zur 16. Generalversammlung

Donnerstag, 24. April 2014, 20.15 Uhr im Hotel Post

Traktanden gemäss Statuten:

- 1. Wahl von 2 Stimmenzählern
- 2. Protokoll der GV 2013
- 3. Jahresbericht des Präsidenten
- 4. Abnahme der Jahresrechnung
- 5. Festsetzung der Mitgliederbeiträge
- 6. Aufnahme von Neumitgliedern
- 7. Wahlen
- 8. Ernennung des Preisträgers für den Anerkennungs- und Förderpreis 2014
- 9. Anträge
- 10. Jahresprogramm
- 11. Verschiedenes

An der GV werden gemäss Statuten nur Anträge behandelt, die bis spätestens 10 Tage vor der GV, also bis zum 14. April 2014, dem Vorstand eingereicht worden sind. Über später eingegangene Anträge kann nach Artikel 5.5 der Statuten an der GV kein Beschluss gefasst werden.

Zukun

Der Vorstand freut sich auf einen Grossaufmarsch der Mitglieder.

Sport im Tal

20 Jahre Volleyball im Tal

■ Von einer Damen-Plauschmannschaft zur erfolgreichen Volleyballriege entwickelt

Aus einer Damen-Plauschmannschaft und einer Mädchenmannschaft sind im Verlaufe der Jahre neun Volleyballteams gewachsen; mit total 103 aktiven Volleyballerinnen, plus 24 Passiv- und zwei Ehrenmitgliedern. Die Volleyballriege des KTV Muotathal feiert dieses Jahr ihr 20-jähriges Bestehen.

Manuela Hediger

Wie alles begann

Mittwoch, 24. August 1994, das erste Volleyballtraining der heutigen «Plauschdamen». An die 20 Frauen haben sich in der alten Turnhalle versammelt, um gemeinsam Volleyball zu spielen. Ganz genau hat Steffi Imhof die damaligen Begrüssungsworte in ihrem Trainingsheft notiert: «Ich begrüsse euch alle herzlich zum ersten Volleyball-Training. Ich möchte zuerst sagen, wie es zustande kam, dass wir diese Volleyballmannschaft auf die Beine gestellt haben. Ich habe selber ein paar Jahre Volleyball gespielt und habe Hermine Sidler gefragt, ob sie uns unterstützen würde bei der Gründung der Volleyballriege. Sie selber hat ebenfalls einige Jahre bei Suito gespielt. Unser Ziel ist es, ‹dr Plausch zha› und eventuell mit der Zeit ein paar Turniere mitspielen zu können.» So ging es los mit dem munteren Volleyballspiel und schon bald wurde der Kreis der Volleyballerinnen mit einer Mädchenmannschaft erweitert.

Im Herbst 1994 folgten die Mädchen

Alle Mädchen ab der 5. Klasse durften nach den Herbstferien erstmals Volleyballluft schnuppern. Hermine und Alois Sidler

Bei den Primarschülerinnen nachgefragt

Auf dem Pausenplatz wollte ich von einigen Primarschülerinnen wissen, warum sie gerne Volleyball spielen. Hier einige Antworten.

Volleyball ist super, weil

- die Trainerinnen und Trainer toll sind;
- es im Training lustig ist;
- die Teamkameradinnen nett sind;
- es schön ist, in einem Team zu spielen;
- es Spass macht, an Turniere zu gehen.



Die zurzeit erfolgreichste Mannschaft der Volleyball-Damen. Vorne von links: Ivana Gwerder, Andrea Gwerder, Ramona Gwerder, Fabienne Ott, Angela Imhof. Hinten von links: Angela Schelbert, Marina Christen, Nina Schelbert, Carmen Fässler, Vanessa Gwerder. Nicht auf dem Bild: Michele Gwerder. Coach: Martin Fässler.

übernahmen in den ersten Jahren das Training und zeigten den Mädchen die Grundtechniken. Ab 1998 wurden Turniere bei den Volley-Minis gespielt und so die Grundlage geschaffen für alle nachfolgenden Mädchen. Aus den Minis wurden Juniorinnen und schliesslich eine Damenmannschaft.

Erfolgreiche Damenmannschaft

Mittlerweile haben sich die «Damen 1» bis in die zweite Liga hochgespielt, was der höchsten regionalen Liga entspricht. Diese sensationelle Leistung ist mitunter Spielerinnen wie Ramona Schelbert-Fuchs zu verdanken, die ihre in höheren Ligen gesammelte Erfahrung wieder ins Muotatal zurückbrachte.

Von 8 bis 56

Heute beginnen die jüngsten Spielerinnen mit acht Jahren und spielen im besten Fall weiter bis 56 (älteste Mitspielerin). Viele Spielerinnen der ersten Stunde sind der Riege nämlich die letzten zwanzig Jahre treu geblieben und engagieren sich immer noch tatkräftig für den Verein.

Eine (fast) reine Mädchenriege

Seit ihrer Gründung ist die Volleyballriege fest in weiblicher Hand, natürlich abgesehen von den Trainern und Coaches. Was vermutlich nur wenige wissen: Zu Beginn gab es einmal für ungefähr ein halbes Jahr einen männlichen Mitspieler! Abgesehen von diesem Intermezzo blieb (und bleibt?) das Volleyballspiel, zumindest in Muotathal, den Mädchen vorbehalten.

Jubiläumsturnier

Am 7. Juni 2014 feiert die Volleyballriege mit einem Schüler- und Plauschturnier ihr 20-jähriges Bestehen. Alle sind dazu eingeladen. Wer sich noch selber mit einer Mannschaft anmelden möchte, kann das bis zum 30. April machen. Alle Angaben dazu finden sich auf der Internetseite des KTV: www.ktv-muotathal.ch.

Wussten sie, dass...

Volleyball in Amerika als sanfte Variante zum Basketball als sportlicher Zeitvertreib für ältere Vereinsmitglieder entstand? In der zweiten Hälfte des Jahres 1895 entwickelte William G. Morgan das Spiel «Mintonette», den Vorgänger zum heutigen Volleyball. Gespielt wurde damals wie heute auf zwei Feldern, welche von einem 1.98 m hohen Netz getrennt wurden. Allerdings war die Anzahl Mitspieler zunächst unbegrenzt, wie auch die Ballberührungen, bis der Ball wieder übers Netz gespielt werden musste. Von einem Sport für ältere Mitbürger kann allerdings schon lange nicht mehr ge-(Quelle: Wikipedia) sprochen werden.

Erzählungen «vo früäner»

Eine Mutter mit Courage

■ Starke Frauen sind keine neuzeitliche Erscheinung

Beim Gespräch mit Priester Josef
Maria Gwerder (Rubrik Menschen im
Tal) tauchte eine Fülle von Erinnerungen an die Vergangenheit auf.
Es ist vor allem die Geschichte seiner
Mutter Anna Gwerder-Betschart,
«ds Lunzä Anni», einer mutigen
und starken Frau. Weil sie den Kindern trotz schwierigster Bedingungen und Entbehrungen einen Halt
fürs Leben mitgeben konnte, soll
diese Geschichte ebenfalls festgehalten werden.
Brigitte Imhof

Keine Witwen- und Waisenrente

Man weiss von vielen tragischen Schicksalen «vo früäner», wo die Mutter oder der Vater einer grossen Familie wegstarb. Die meisten Witwen und Witwer haben sich aus der Not heraus und aus rein praktischen Gründen bald wieder verheiratet. «Ds Lunzä Anni» lebte nach dem Tod ihres Mannes allein weiter mit ihren sechs Kindern im Alter von zwei bis zehn Jahren. Es gab damals in solchen Härtefällen zwar etwas Geld von der Gemeinde, aber von einer Rente konnte keine Rede sein. Die Familie musste alle Möglichkeiten ausschöpfen, um einigermassen über die Runden zu kommen.

Was Josef Maria Gwerder schildert, tönt trotzdem nicht nach einer trostlosen und von Armut geprägten Kindheit. Die Mutter gab ihnen ein Zuhause. Sie konnte sich durchsetzen, hatte aber eine sehr menschliche, gütige Seite, so Josef Maria. Sie verlangte von jedem Mitarbeit, überforderte aber nicht. Am Abend konnte sie auch mal sagen, dass die Kinder länger draussen bleiben durften, weil sie so viel «gschaffet» hatten.

Für die Kinder war es selbstverständlich, ihren Teil zum Lebensunterhalt der Familie beizusteuern. Wie damals üblich, musste jedes auf eine Stelle «gu diänä», sobald es dem obligatorischen Schulalter entwachsen war, also mit etwa 13 bis 14 Jahren. Den Lohn mussten sie zu Hause abgeben. «Mariä» erinnert sich, dass er immer wieder mal in den Geldsack der Mutter schaute, weil er sehr wohl spürte, dass die finanzielle Lage manchmal prekär war. Die Mutter ging jeweils auch noch an den Tanztagen in den Sternen kochen, was ihr



«Ds Lunzä Anni» mit ihren sechs Kindern im Frühling 1930 – etwa drei Monate nach dem Tod ihres Mannes. Hinten stehend: Robert und Anni. Mitte von links: Lisi, Mutter und Lini. Vorne von links: Peter und Josef Maria.

einen Fünfliber Lohn für einen Tag und eine Nacht Arbeit einbrachte.

Die Familie

Anna Betschart vom Schützenhaus, «ds Lunzä Anni», war mit Georg Anton Gwerder (ds Lisis Maritschlis Jörätoni) verheiratet gewesen. Er stammte vom Schinner. Zwei seiner Brüder haben heute im Muotatal eine grosse Verwandtschaft, nämlich «ds Antonis» und «ds Buräbeckä». Bemerkenswert ist, dass Georg Anton kaum schreiben und lesen konnte. Obwohl damals bereits Schulzwang herrschte, sind verschiedene Kinder irgendwie «gschloffä», weil gar nicht kontrollierte wurde. Of-



Lastentransport von Richisau in die Schwelaui in den Dreissigerjahren: Kinder «vos Sigmunds» und «vos Lunzä Anni».

fenbar hiess es auch bei der Familie im Schinner, wie wahrscheinlich noch da und dort, dass man zu Hause genug Arbeit hätte. So gingen die einen einfach nur hie und da zur Schule.

Georg Anton Gwerder starb an Tuberkulose. Das war am 6. Februar 1930, als Josef Maria, das jüngste der sechs Kinder, erst zweijährig war. Die Erinnerung ist in ihm wach geblieben, wie nachher mit einem Apparat, in dem etwas brannte, die Stube und Nebenstube desinfiziert worden ist. Die Mutter stand nun mit den sechs Kindern alleine da: dem zehnjährigen Anni (später Chrümmelers Seffis Frau), Robert (seine Frau Anna lebt heute an der Zentralenstrasse), Lisi (später Chrämers Guschtis Frau), Lini (die spätere Schwester Nicola vom Kloster), Peter (ist nach Jona gezogen) und eben dem jüngsten Kind Josef Maria. Zu dieser Zeit wohnten sie bei der Wegscheide, «is Zügnegälers». Dort bezahlten sie 300 Franken Hauszins pro Jahr. «Is Lölis», dem Haus an der «Chilägass», bekamen sie dann eine Wohnung für jährlich 200 Franken. Da hatte die siebenköpfige Familie eine Kammer und eine Nebenstube für sich. Die Stube und die Küche musste mit «Lölis Agi», die das Hausrecht hatte, geteilt werden.

Schwelaui

Schon zu Lebzeiten des Vaters ging die Familie von Ende Mai bis Anfang Oktober «z'Alp». Man habe damals nicht lange um Alpdispens ersucht. Es hiess am Tag vor der Auffahrt einfach: «morä gammer dä» und so um den 5./7. Oktober sei man dann wieder gekommen. Auf der Alp hat die Familie etwa 60 Stück Vieh gesömmert und das Gaumergeld war ihr Lohn. Es gehörte dazu, dass die Kinder Heu und Streue bis zu 30 Minuten tragen mussten. Auch nach dem Tode ihres Mannes ging die Mutter mit den Kindern «z'Alp». Der Stiefbruder des Verstorbenen, «ds Lisis Fränzi», sei mitgegangen, bis er in der Zeit des Zweiten Weltkrieges einrücken musste. Nachher war die Mutter die einzige Erwachsene auf der Alp. Die Familie hatte sechs bis sieben Ziegen und ein paar Hühner. Der Mutter gelang es mit sehr wenig, feines Essen zuzubereiten. Als Ledige hatte sie auswärts in Gastbetrieben kochen gelernt. Die Kinder besassen alle ein «Kassäli». Dort hinein konnten sie das Geld aus dem Beeren- und Blumenverkauf im nahen Glarnerland stecken. Mit «Sigmunds» Kindern hätten sie jeweils 10-Liter-Kessel mit Beeren gefüllt. Sie seien manchmal den ganzen Tag alleine unterwegs gewesen. Sie durften eine Stunde Mittag machen. Als Festessen gab es eine Wurst aus dem Kamin. Ein Glarner Metzger hatte ihnen einen Kranz Würste geschenkt. Manchmal sei auch etwas Trinkgeld von Viehbauern ins «Kassäli» gekommen. «Mariä» erinnert sich besonders an jenen Sommer, als alle ihre Kasse leerten und dadurch der Betrag für die Jahresmiete der Wohnung von 200 Franken zusammengekommen sei. Der Weg in die Schwelaui wurde damals berechnet mit vier Stunden hinein und in drei Stunden hinaus. Robert musste schon als Erstklässler allein ins Thal etwas besorgen gehen, weil sein Vater krank war und sonst niemand infrage kam. Erkrankte jemand ernsthaft, wie seinerzeit Lina mit Blinddarm oder der Cousin an Lungenentzündung, ging es um Leben und Tod. Die Älpler halfen einander, brachten die Patienten über den Pragel nach Kreuz, von wo aus man telefonisch den «Bäscheler» mit dem Auto bestellte, der die Notfälle ins Spital

Karg, aber nicht trostlos: Einige Anekdoten

Klein Robert fiel in eine Gunte (Pfütze). Bevor er aus dem kalten Wasser aufstand, tastete er nach dem «Halbfrankä» im Hosensack, seinem verdienten Geld.

Klein «Mariä» war, wie so manches Kind, immer fasziniert vom Feuer. Die Mahnungen der Mutter konnten der Faszination wenig Abbruch tun. Bei der offenen Feuerstelle auf der Alp bot sich die Gelegenheit zum «Züslä». Als ein «Pfneischtä» (glühendes Stück Holz) auf den Knaben spickte und ziemliche Schmerzen verursachte, lief er klagend zur Mutter: «Ds Schutzängeli hed mer Füür grüert!» Sie war aber nicht sonderlich beeindruckt und schon gar nicht von grossem Mitleid bewegt, weil sie

wohl wusste, dass manche nur durch Erfahrung klug werden.

Der kleine Pyromane «Mariä» wollte der Mutter zum Muttertag eine ganz grosse Freude machen. Er schenkte ihr ein «Schächtäli Chäpsli» für einen halben Batzen. «Gröber tätscht» hat es dann später: Militär hielt sich immer wieder im Pragelgebiet auf und gefundene Gefechtspatronen wurden später dem Onkel abgegeben. «Mariä» aber behielt eine für sich. Beim «Füürlä» warf er diese in die Flammen, was eine Explosion zur Folge hatte. Ein Metallsplitter traf sein Handgelenk, das noch wochenlang eiterte.

Die Buben mussten Ziegen hüten, aber stattdessen zündeten sie bei den Tannen das Harz an. Das «Füürlä» geriet ausser Kontrolle und wurde zu einem zwei Meter hohen Feuer. Der Zufall wollte es, dass ein Soldat auf dem Weg über den Pragel war. Er schlug mit dem Bajonett die Rinde ab und schützte damit die Kinder vor den Folgen ihres Brandexperiments.

Lina, die spätere Schwester Nicola, arbeitete nebenbei als Hilfe im Pfarrhaus. Als sie Rindfleisch postete, bekam sie nicht grad das schönste, worauf die Pfarrköchin reklamieren ging. In der Metzgerei rieten sie ihr dann, Lina müsse halt beim nächsten Mal sagen, dass das Fleisch fürs Pfarrhaus sei.

Aufgefallen

Es kann gewünscht werden!

Jeden dritten Freitag im Monat lassen vier Frauen im Altersheim ihre kräftigen und schönen Stimmen erklingen. Sie werden dabei gekonnt am Akkordeon begleitet. Bewohnerinnen und Bewohner und auch Besucher sind herzlich zum Mitsingen ein-

geladen. Es ist ein Wunschkonzert. So liegt es auf der Hand, dass manches Lied aus früheren Zeiten wieder auflebt. Hoffen wir, dass dieser erfreuliche Brauch noch lange eine gute Stimmung ins Altersheim bringt.



Sigi Gwerder am Akkordeon, Sängerinnen: Marie-Louise Kistler, Pia Gwerder, Luise Gwerder und Luise Schmidig.

Aktuelles aus dem Tal

Ausbau der Fernwärme in Muotathal schreitet voran

■ Überholt Muotathal demnächst die Agro Energie Schwyz?

Dank innovativer Fernwärmeanbieter wurde der Heizölverbrauch im Dorf Muotathal bereits um die Hälfte reduziert. Die Erweiterung des Fernwärmenetzes ist in Angriff genommen worden und geht zügig voran.

Nach dreijähriger, hausgemachter Stagnation kommt jetzt erfreulicherweise wieder Bewegung in den Ausbau der Fernwärmenetze. Die Suter Holzbau AG plant die Erweiterung des Netzes im Oberschachen bis zum ehemaligen Hotel Tell. Dort beabsichtigt man den Zusammenschluss mit dem bestehenden Fernwärmenetz der Imhof AG, Kistenfabrik, durch eine Wärmeübergabestation. Das ermöglicht beiden Netzbetreibern einerseits mehr Anschlussmöglichkeiten und andererseits eine grössere Betriebssicherheit. Zudem kann eine gegenseitige Unterstützung beim Wärmeangebot nicht schaden. Dies bedeutet für die Kunden auch eine höhere Versorgungssicherheit. Damit das Fernwärmenetz im Oberschachen erweitert werden kann, baut die Suter Holzbau AG die Kesselleistung ihrer Heizzentrale an der Holzstrasse aus. Auch wird eine Rauchgasreinigungsund eine weitere Wärmerückgewinnungsanlage erstellt.

Erschliessung neuer Quartiere

Die beiden Fernwärmeanbieter haben mittlerweile begonnen, das Gebiet östlich des Hüribachs, Richtung Räselsboden, zu erschliessen. Hier passiert Aussergewöhnliches: Ein Stahlrohr von 60 cm Durchmesser wird auf einer Länge von 48 Metern unter dem Gebäude «vos Tönis Butig» und dem Hüribach hindurch, eingepresst. Dafür kommt eine Spezialmaschine zum Einsatz. Dank weitsichtiger und zukünftiger Investoren in diesem Gebiet werden die Vorbereitungsarbeiten für den Ausbau der Fernwärme im Dorfteil Ost vorangetrieben. Später kann diese Erschliessung auch für die Gebiete Tschalun und Aport genutzt werden. Auch in der Weid West, werden alle Neubauten mit Fernwärme versorgt werden. Diese Erweiterung des Fernwärmenetzes ab der Heizzentrale der Möbelfabrik Paul von Rickenbach AG wird nächstens in Angriff genommen.

Einheimisches Heizmaterial

Mit der OAK als Lieferant für Holzhack-



Ein Mitarbeiter der Firma Bürgi Bohrtech beim Zusammenschweissen der Rohre. Insgesamt sind es vier Rohre à zwölf Meter, jedes davon mit einem Durchmesser von 60 cm. Foto: Marcel Fässler

schnitzel ist bei Bedarf ein verlässlicher Partner für die Bereitstellung von Heizmaterial zur Hand – und das ganz in der Nähe: Ein Metier, das die OAK Energie AG vorzüglich beherrscht. Somit ist eine regionale Versorgung der Fernwärmeheizungen bestens gewährleistet.

Sind diese – vor einigen Jahren noch als visionär gehaltenen Fernwärmeprojekte alle umgesetzt, wird insgesamt 86 Prozent des Heizleistungsbedarfs im Dorf Muotathal mit Fernwärme abgedeckt. Hut ab vor dieser Leistung! Man kann mit Stolz sagen, dass unsere Fernwärmeanbieter und -abnehmer mit ihrer Weitsicht nicht nur ein Lob verdient haben, sondern auch erhebliche finanzielle Risiken eingegangen sind.

Luftverschmutzung kann reduziert werden

Wer kürzlich von den Resultaten der Feinstaubmessungen in Muotathal gehört hat, wird das freuen. Im Winter ist die Luftverschmutzung im Muotatal überdurchschnittlich hoch - und hausgemacht. Sie ist ähnlich stark wie in grösseren Schweizer Städten. Sie ist einerseits zurückzuführen auf viele kleine Heizungen, die manchmal mit nicht idealem Brennstoff betrieben werden. Andererseits trägt auch die Muldensituation des Tales (Inversionslage) ihren Teil dazu bei. Mit der Konzentration auf wenige Grossanlagen fallen viele kleine Heizungen weg. So wird auch dieses Problem mittels funktionierenden Rauchgasreinigungsanlagen mutig angegangen. Bravo!

Impressum «Zirk»

Zeitung des Vereins Zukunft Muotathal www.zukunft-muotathal.ch

Erscheint vierteljährlich

Abonnement/Adressänderungen: Rösly Gasser Betschart Wil 43, 6436 Muotathal roesly-gasser@bluewin.ch

Zahlung: Raiffeisenbank Muotathal IBAN CH 32 8136 0000 0092 7548 9 «Verein Zukunft Muotathal»

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 25.-

Redaktion: Walter Gwerder Peter Betschart, Ueli Betschart, Brigitte Büchel, Konrad Bürgler, Remy Föhn, Manuela Hediger, Brigitte Imhof, Walter Imhof

Die Verantwortung für die Artikel liegt bei den Autoren

Layout: Daniel Bürgler

Druck:

Bucher Druckmedien AG, Vitznau

Lektoren:

Peter Betschart, Rösly Gasser Betschart Wer Mitglied des Vereins Zukunft werden möchte, melde sich beim Präsidenten des VZM: Marcel Fässler, Gängstrasse 23, 6436 Muotathal

Tel. 041 830 15 60, info@malerfaessler.ch

Wir spuren vor für die Region Muotatal 2030!

■ Strategie-Tagung der drei Gemeinden Muotathal, Illgau und Morschach

Am 25. Februar 2014 trafen sich die Behördenmitglieder der drei Gemeinden zu einer Klausurtagung im Antoniushaus Mattli in Morschach. An diesem Tag wurden in verschiedenen Workshops über mögliche Szenarien in den folgenden Handlungsfeldern diskutiert: Wirtschaft, Gesellschaft, Natur und Umwelt, Raumentwicklung, Politik und Strukturen. Das erklärte Tagesziel waren einige Leitsätze zu jedem Themengebiet.

Damit die regionale Zukunft gemeinsam geplant werden kann, trafen sich die rund 30 Gemeinderäte, Gemeindeschreiber und Netzwerkverantwortlichen in Morschach. Emil Gwerder (Projektleiter Netzwerk Muotatal) begrüsste die Teilnehmer. Anhand des Vorzeigebeispiels Sattel zeigte Pirmin Moser (Gemeindeschreiber Sattel) dann in einem Impulsreferat die Vorzüge und Nachteile eines Leitbildes auf. Dabei konnte man sehen, dass die Verantwortlichen schlussendlich an ihren Zielen gemessen werden können und auch, ob sie ihren Auftrag erfüllt haben.

Danach übernahmen Peter Marty von der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) in Wädenswil und sein Team das Zepter. Sie teilten die Teilnehmenden für den ersten Workshop in Gruppen ein. Diese diskutierten anschliessend in einem einzelnen Themengebiet das Schreckszenario, das Traumszenario und das Idealszenario. Im Zentrum standen die Fragen: Was macht uns aus? Wo wollen wir hin? Wie positionieren wir uns im Jahr 2030? Kurz vor Mittag wurden die Resultate zusammengetragen und einander vorgestellt.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen und weiteren Diskussionen am Tisch wur-



Peter Marty präsentiert und moderiert die Diskussion um die möglichen regionalen Leitsätze der drei Gemeinden.



Pirmin Moser, Gemeindeschreiber von Sattel, bei seinem Einstiegsreferat über das Leitbild der Gemeinde Sattel.

den am Nachmittag fünf andere Gruppen zusammengestellt. Diese arbeiteten zu jedem Bereich mögliche Leitsätze aus. Aus den über fünfzig zusammengetragenen Leitsätzen wählte man in einem weiteren Ausscheidungsverfahren zu jedem Themenbereich maximal drei regionale Leitsätze aus. Auch diese wurden nochmals im Wortlaut eines jeden Leitsatzes diskutiert.

Das Resultat dieses Tages sind 15 regionale Leitsätze zu den Bereichen: Wirtschaft, Gesellschaft, Natur und Umwelt, Raumentwicklung, Politik und Strukturen. Diese werden nun im Verlaufe des Frühlings von jeder Standortgemeinde auf die eigenen Bedürfnisse konkretisiert. Anschliessend wird der Bevölkerung der drei

Gemeinden auf eine geeignete Weise eine Mitwirkung ermöglicht. So können sich auch die Einwohner zu den Leitsätzen äussern. Im Herbst 2014 ist eine weitere Klausurtagung geplant. Dabei werden die lokalen und regionalen Leitsätze verabschiedet, damit sie anschliessend der Öffentlichkeit kommuniziert werden können. Somit hätte dann die Region Muotatal einen kleinen Schritt in die richtige Richtung gemacht und sich für die Zukunft gerüstet.

Für mich war es eine interessante und gut organisierte Tagung, bei der alle Teilnehmer ausgezeichnet mitgearbeitet haben. Nach dem guten Ergebnis dieses Tages freue ich mich auf die weiteren Schritte und Resultate.

Eine wundersame Geschichte

Der wiedergefundene Ehering

Um 1949 hat sich die folgende Geschichte zugetragen: Franz Betschart, «ds Chrämers», war frisch verheiratet mit Rosa Imhof vom Gasthaus Tell. Für seinen Schwiegervater Bonifaz Imhof vom «Tällä» hatte er im Bergrestaurant Liplisbüel Schreinerarbeiten zu erledigen. Während dieser Arbeit verlor er auf unerklärliche Weise den Ehering. Keine Frage, der Verlust des Eherings machte ihm zu schaffen. Immer wieder begab er sich ins «Liplis», um den Ring zu suchen, doch der blieb unauffindbar.

Letzten Sommer, 70 Jahre danach, arbeitete Otto Gwerder, «ds Hellbärg Thümmälis», an der Umgebung seines Ferienhauses im Liplisbüel. Plötzlich sieht er etwas glänzen in der Erde. Es ist ein Ring. Er säubert den Ring von der Erdkruste und kann anhand der Gravur feststellen, wem er gehör-

te. Es ist der Ehering, den «ds Chrämers» Franz vor 70 Jahren verloren hatte. Fürwahr, eine wundersame Geschichte.

Walter Gwerder



Im idyllischen und verträumten Dörfli Liplisbüel hat sich die Geschichte um den verlorenen Ehering zugetragen.

Naturschutz im Tal

Projekt «Trockensteinmauern Muotathal»

■ Das Landschaftselement mit Tradition soll erhalten bleiben

Sie prägen die Landschaft, markieren Grundstücksgrenzen und sind Lebensraum für zahlreiche Lebewesen. Trockensteinmauern werden ohne Einsatz von Mörtel oder Zement gebaut und können bis zu 100 Jahre Bestand haben. Seit der Ortsplanungsrevision 1997 sind im Schutzinventar der Gemeinde 2800 Meter aufgeführt, was etwa der Hälfte aller Trockensteinmauern im Muotatal entspricht.

Text: Brigitte Büchel; Fotos: Walter Gwerder

Im Rahmen des Vernetzungsprojekts der Bauernvereinigung Muotathal hat sich die Landwirtschaftskommission der Gemeinde den langfristigen Erhalt der Mauern zum Ziel gesetzt. Laut Simon Schelbert (ds Schmieds), dem Koordinator des Projekts «Trockensteinmauern», waren anfangs längst nicht alle Muotathaler Bauern begeistert von der neuen Schutzverordnung. Die Mauern wurden oft als Hindernis für die Bewirtschaftung des Landes betrachtet. Anstatt sie in mühsamer Arbeit wieder aufzuschichten, wurden die Steinhaufen oft lieber ganz entfernt. Inzwischen sei das Projekt aber breit akzeptiert und es laufe «längersi besser».

Neben Schelbert engagieren sich Peter Ulrich (Enzenen) als Chefmaurer, Josef



Diese abgebrochene und wieder neu aufgerichtete Trockensteinmauer bildet die Grenzmauer zwischen den Liegenschaften Obermatt und Krümpis. Diese Mauer zieht sich bis zur Strasse hinauf, welche von der Teufbachbrücke zum Huobli hinaufführt.



Trockenmauern aufrichten ist eine Knochenarbeit. Es ist reine Handarbeit. Jeder Stein muss ein paarmal gedreht und gewendet werden, bis er passend in die Mauer eingefügt werden kann. V.I. Simon Schelbert, «ds Schmids», Bernhard Gwerder, «ds Schiners Romans», und Pascal Odermatt von Rüti ZH, haben mittlerweile den richtigen Dreh raus.

Heinzer (Sand), Frowin Schelbert (Steinweid, Sohn von Simon Schelbert) und gelegentlich Bernhard Gwerder (Figgleren) für das Sanierungsprojekt. Daneben helfen immer auch die Grundeigentümer mit, indem sie selber mit anpacken oder Maschinen und Geräte zur Verfügung stellen.

Die Sanierung von Trockensteinmauern ist ein aufwendiges Unterfangen. Oft muss erst die gesamte bestehende Mauer eingerissen werden, bevor sie von Grund auf wieder stabil aufgebaut werden kann: Stein auf Stein, ähnlich einem Puzzle, wobei allerdings manchmal mit Hammer und Meissel nachgeholfen wird. Verwendet wird meist nur das Material, das vor Ort vorhanden ist, also Teile der alten Mauer oder Steine, die aus dem Boden ausgegraben werden. Bisher hat die Gruppe bereits um die 450 Meter Mauer wieder instand gestellt, wobei für einen Meter sichtbares Mauerwerk ungefähr ein Arbeitstag aufgewendet werden musste.

Für die Instandstellung der geschützten Mauern stehen jährlich ca. 45'000 Franken zur Verfügung. Die Finanzierung der Sanierung übernehmen, nebst Gemeinde und Kanton, der Fonds Landschaft Schweiz und die Landeigentümer selbst. Die Begründung für die finanzielle Unterstützung liegt darin, dass Trockensteinmauern neben ihrer kulturellen vor allem auch eine ökologische Bedeutung haben. Die Hohlräume zwischen den einzelnen Steinen dienen zahlreichen kleinen Lebewesen als Lebensraum. Durch den Erhalt der Mauern wird folglich ein Beitrag an ein

funktionierendes und vielschichtiges Ökosystem geleistet.

Das Mauerbau-Projekt im Muotatal findet über die Gemeindegrenze hinaus Beachtung. Im Sommer 2012 widmete die Zeitschrift «Schwyzer Panda» des WWF Schwyz dem Projekt «Trockensteinmauern» drei Seiten. Zudem wurde im vergangenen September ein fünftägiger Kurs für acht Zuger Maurerlehrlinge und deren Berufsschullehrer durchgeführt. Mauern können also nicht nur trennen, sondern wie in diesem Fall auch verbinden.

Die Verheerung von 1777

«Anno 1777 war ein entsetzlicher Wolkenbruch entstanden, das der Hofbach gross und der Teufbach entsetzlich geschendt hat. Ja zuerst loff er durch das Krümpis fürchterlich daher, hernach durch die Figgleren und brachte entsetzlich Stein und Morast.» (zit. Vorsprechen Chronik fol. 24).

Der Einsender AB (1960) berichtet darüber aus der mündlichen Überlieferung: «Aus diesem Bericht geht hervor, dass der Bach zuerst oben im Teufbachwald ausgebrochen sein muss und dann in der Enzenen. Im Sonnenhalb muss es grausig ausgesehen haben: Vom Hofbach bis zum Teufbach sei eine zusammenhängende Steinwüste gewesen. Bei der hinteren Brücke seien der Hofbach und der Teufbach zusammengelaufen». (Gwerder, A.: LG 2)